

LUCIA

ZWISCHEN REALITÄT
UND GEHEIMNIS

2. überarbeitete Auflage

© 2025 Jan Hödlmoser

Herausgeber: Jan Hödlmoser

Umschlaggestaltung: Clara Suppin

Lektorat / Korrektorat: Andrea Hacker/Karin Hödlmoser

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99129-546-4 (Paperback)

978-3-99181-605-8 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Natali

Intro

Ich bin am Ende. Ich habe niemanden mehr, zu dem ich gehen könnte, dem ich vertraue oder der mich ernst nimmt. Hier oben ist es so schön still. Dieser Baum, auf dessen Ast ich sitze, ist bestimmt zehnmal so alt wie ich. Und doch hat er nicht halb so viel erlebt. Ich schaue hinunter auf die von der Morgensonnen strahlenden Häuserdächer der Stadt. Die Leute wachen wieder einmal auf. Autos fahren auf den Straßen. Wieder einmal geht der Lärm los, den sie nicht hören. Nicht mal den eigenen.

Ein frischer Windhauch fährt durch die Äste und trifft auf mein Gesicht eisig kalt, noch ohne jegliche Frühlingswärme. Kein Vogelgesang, kein Zeichen von Lebensfreude. Wie konnte ich das alles kommen sehen und es doch nicht verhindern? Warum sind Menschen so grausam, alles auszunutzen, wovon Sie profitieren können, ohne Rücksicht zu nehmen? Sie haben mein Leben zerstört, das ohnehin schon kaputt war. Ich würde mich ja rächen, wenn ich noch etwas hätte, das mir Kraft oder Hoffnung gäbe.

Was mich besonders macht, hätte wunderschön und nützlich sein können. Doch wohin es mich auch verschlug, versuchte man mich zu benutzen, bis man es mit der Angst zu tun bekam. Die Ameisen, die den dicken Stamm hinaufklettern, haben dasselbe Glück, Wunder der Natur zu sein, wie wir alle Lebewesen. Aber sie sind nicht mit dem Fluch einer viel zu ausgeprägten Intelligenz geplagt. Wir versuchen einander zu verstehen, aber hören uns nicht einmal selbst.

Mein rechter Fuß drückt die Sohle meines verdreckten Schuhs gegen die glatte Rinde dieses Baums. Mein linkes Bein baumelt über dem weit entfernten Boden. Auf dem Weg hier rauf zu diesem Baum bemerkte ich, dass der Anfang vom Ende nicht einmal ein Jahr her ist. Lange hatte ich vergessen, wo es anfing, aber jetzt weiß ich es wieder. Letztes Jahr im Frühling, da war es schon viel wärmer als jetzt. Wieder streicht ein Windstoß über den Wald. Kalt sollte mir sein. Ich spüre meine Zehen und Finger kaum noch. Die Jeans geht nicht mal über die Knöchel, aber mir ist nicht kalt, alles fühlt sich taub und leer an. Noch sieht man keine einzige Knospe an den Ästen und doch kann ich die ersten Blätter im Wind rauschen hören. Wie immer höre ich viel zu viel.

Kapitel 1 – Lucia

Mein Vater nennt mich Lucia, spricht aber das c wie ein sh oder schon fast wie ein sch aus. Meine Mutter auch, aber bei ihr klingt es nicht ganz so... Naja nach sch halt. Mein kleiner provozierender Bruder nennt mich deshalb, seit er reden kann "Luschi". Meine Freunde beziehungswise meine einzige richtige Freundin Anna nennt mich...

»Lucy! Komm, trink aus, sonst bist du wieder den ganzen Abend so verklemmt.«

»Nichts lieber als das.« Wir saßen im Zug auf dem Weg zu irgend so einer Party in irgend so einem Klub, in dem Anna die letzten Wochen mit ihrem Freund Marvin und dessen Freunden war. Letzte Woche war ich auch schon dabei, allerdings bin ich nach einer Stunde wieder heimgefahren, weil ich Angst hatte, es könnte wieder zu schlimm werden. Mit genug Alkohol ging es, aber das wusste ich schon von früher.

Vor einem halben Monat wurde ich zum zweiten Mal entlassen. Aus dieser beschissenen Psychiatrie. Das erste Mal war ich dort mit vierzehn Jahren. Damals waren es nur Schritte auf den Treppen, die ich abends hörte, als ich im Bett lag. Immer wenn ich nachsehen ging, war natürlich niemand im Stiegenhaus. Als mich die Schritte stundenlang nicht schlafen ließen, ging ich in das Schlafzimmer meiner Eltern und erzählte es meiner Mutter. Sie ging mit mir hinunter, um Fieber zu messen, was ich nicht hatte. Als ich wieder im Bett lag, hörte ich ihre Stimme wieder und wieder, aber verstand kein Wort.

Als Oma starb, wollten meine Eltern nicht, dass ich am nächsten Tag in die Schule gehe. Aber ich bestand darauf. Der Klassenraum war erfüllt von dem Gerede einer ganzen Klasse, als wäre sie in der Pause, obwohl nur unsere Lehrerin sprach und es mitten unter der Stunde war. Ich hörte ganz deutlich Annas Stimme heraus, sie saß direkt neben mir, ich konnte jedoch nicht verstehen, was sie sagte. Ich bekam heftig Kopfweh und rief in der nächsten Pause meine Mutter an. Im Auto nach Hause wurde es direkt wieder besser. Gleichmäßige Geräusche, wie die von Automotoren, taten mir immer gut, wenn ich Kopfweh bekam. Am Nachmittag jenes Tages sagte Papa, dass wir zu einem Arzt fahren müssten, dass das aber nicht schlimm sei. Tja, dann erklärte man mir das erste Mal was Schizophrenie ist und meine Eltern überredeten mich dazu, über Nacht dort zu bleiben.

Das war mittlerweile aber fast vier Jahre her. Sie hatten Schizophrenie diagnostiziert und seitdem bekam ich Tabletten, die mein Leben wieder normal machten. Ich hatte nicht mehr dauernd Kopfweh und konnte auch wieder schlafen. Bis ich vor ein paar Monaten in der U-Bahn einen Typen sah, der eine schwarze Kapuze und eine weiße Maske aufhatte. Ich sah überhaupt nicht viel von seinem Gesicht. Er schaute die ganze Zeit auf sein Handy. Ich konnte nichts anderes mehr wahrnehmen außer ihn. Irgendetwas hob ihn von allen anderen Menschen hervor. Ich vergaß die Zeit und wann ich raus musste, bis er plötzlich aufschauten und seinen Blick über die sitzenden Leute und den Gang entlang schweifen ließ. Dann trafen sich unsere Blicke, seine Augen waren blau, grau, aber irgendwie auch braun. Ich bemerkte, dass wir uns viel zu lange anstarrten und blickte hastig auf den Boden, spürte seinen Blick aber noch weiter. Ich bemerkte, dass ich schon bei

der vorletzten Station raus hätte müssen. Ich schaute die nächsten Minuten immer den Gang entlang und konnte ihn so im Augenwinkel sehen.

Als in der nächsten Station die Türen aufgingen, sah er wieder zu mir und ging in Richtung Ausgang. Ich schaute ihm wieder in die Augen und sah ihn trotz Maske lächeln. Ich war wie gelähmt. Das schrille Piepen und das rote, blinkende Licht der sich schließenden Türen ließ mich aufspringen und ich kam gerade noch so raus. Kurz dachte ich, er wäre schon weg, sah ihn dann aber doch noch und hatte ihn fünfzig Meter weiter eingeholt.

Ich ging direkt hinter ihm, denn das war er ganz sicher. Ich erkannte den Rucksack und den Abdruck von Kopfhörern unter seiner Kapuze. Er war mindestens einen Kopf größer als ich. Ich überlegte, wie ich ihn anreden sollte, während ich hinter ihm Stufen hinauf und auf eine breite Straße ging. Mein Herz klopfte verdammt schnell, dann überwand ich mich, tippte ihm auf die Schulter, oder viel eher auf den Arm, bekam aber irgendwie seinen Pulli zwischen die Finger und zupfte kurz dran. Er blieb stehen, drehte sich um und schob sich sein Headset vom Kopf. »Hey, ahm kann ich vielleicht...« »Hi, sorry. Do you speak English?«

»Oh sure. Can I get your insta?« Ich war unendlich verwirrt, aber bekam seinen Instagram Account. Er lächelte wieder, drehte sich um und ging. Erst ein paar Minuten später bemerkte ich, dass ich mitten auf der Mariahilfer-Straße stand. Ich ging wieder hinunter zu den U-Bahnen.

Ich verbrachte dieses Wochenende in Wien bei Opa. Oma wohnte früher auch in Wien. Aber sie lebten schon getrennt,

seit ich denken kann. Der Typ aus der U-Bahn hieß David und war aus Tschechien. Wir hatten nur kurz hin und her geschrieben. Er meinte, er hätte viel zu tun, dass er aber am Abend Zeit hätte.

Ich erzählte Opa von ihm. Ich erzählte Opa oft Dinge, die andere nicht wussten. Er hatte immer für alles Verständnis, auch dafür, dass ich, während wir redeten, auf mein Handy starrte, um mehr über David herauszufinden. Sein Account war irgendwie... Naja, nicht recht aufschlussreich, als würde er nicht gerne erkannt werden. Ich erzählte Opa auch, dass wir uns abends vielleicht treffen würden. »Oh... Wenn du magst, kann er gern herkommen. Ich kann mit Franz etwas trinken gehen und bei ihm schlafen.«

»Boah, das wäre cool, aber wehe du kreuzt dann später da zwischen.«

»Nein, nein. Ist versprochen.«

Erst um halb neun las David meine Nachricht, in der ich mit schlechtem Englisch zu verstehen gab, dass ich sturmfrei hätte. Eine halbe Stunde später traf ich mich mit ihm an der U-Bahn-Station, ein paar Minuten von Opas Wohnung entfernt. Er gab mir eine Zigarette und ich tat so, als würde ich rauchen, weil ich normalerweise nur beim Fortgehen... Aber egal, ich fragte ihn, was er hier in Wien mache. Er meinte, er könne es mir leider nicht sagen
»...because it's a bit criminal.«

Wir saßen auf der Gehsteigkante in einer Garageneinfahrt, die von einem weißen Rolltor versperrt war. Dann kam der Moment, als er eine Zigarette aus der Jacke zog, die komisch aussah, und als er sie anzündete, merkte ich, dass es Gras war.

Ich hatte von Anna davon gehört, weil ein Freund von Marvin kifft. Und in Tulln, also in der Psychiatrie, war so eine, die auch Schizophrenie hatte. Schlimmer als ich, weil sie zu viel Gras geraucht hat oder so. Er hielt mir diesen Joint hin, als wäre es das Selbstverständliche auf der Welt. Als ich zögerte, sagte er:

»Oh. Don't you? How do you say? Smoke?«

»Well, I haven't yet. Do you know what Schizophrenie is?« Er sah mich fragend an. »You know, when you hear voices and see things.«

»Ah yeah, yeah, so you shouldn't do it, right?«

Tja, das war jetzt die Frage. Aber warum nicht vorsichtig probieren? Ich nahm also einen Zug davon, musste husten, er lachen. Ich spürte aber rein gar nichts davon. Nach ein paar Minuten nahm ich mehr. Er meinte, dass viele beim ersten Mal keine Wirkung wahrnehmen. Irgendwann ging eine ältere Frau nur ein paar Meter neben uns an der Einfahrt vorbei. Ich wollte schon aufstehen, sah dann aber, dass sie uns nicht bemerkte. Als sie schon eine Minute weg war, hörte ich noch immer ihre Schritte, mal lauter, mal leiser.

Es war überhaupt nicht unangenehm, aber es war halt da. Ich war auch nicht mehr so angespannt, wenn ich mit David redete. Ich fragte, ob er einmal etwas auf Tschechisch sagen könnte. Das tat er, verriet mir aber nicht, was es bedeutete. Von diesem Moment an hörte ich hin und wieder ein Flüstern. Extrem unverständlich. Es klang aber tschechisch. Auch das war nicht unangenehm. Manchmal hörte es auch kurz auf. Es war so gut wie dunkel in dieser Einfahrt, als ich meinen Kopf zurücklegte, sah ich an der Decke so ein

Kribbeln, wie wenn man die Augen zumacht und mit den Fingern darüberfährt.

Als ich ihm erzählte, dass ich Tabletten nehmen müsse, meinte er, dass das Gras deshalb auch weniger stark wirken könne. Ich hatte komplett die Zeit vergessen. Irgendwann meinte er, dass er losmüsse. Er wollte gerade aufstehen, da fragte ich, ob ich ihm ganz wenig von diesem Gras abkaufen könne. Er grinste und meinte, dass er mir etwas schenkt. Er holte so ein kleines Plastikdings aus seinem Rucksack und gab es mir in die Hand.

»Do you need papes?«

Ich sah ihn verwirrt an. Dann verstand ich, was er meinte. Er gab mir eines dieser kleinen weißen, leicht durchsichtigen Papiere und einen blauen Filter, auf dem etwas in schwarzer Schrift zu lesen war. Wir standen auf und er umarmte mich, bevor er ging. Dabei sagte er auf Tschechisch etwas in mein Ohr. Ich hörte es ganz deutlich und war mir trotzdem nicht sicher, ob ich es mir nicht eingebildet hatte. Ich beschloss, nicht mehr darauf zu reagieren und so trennten sich unsere Wege. Als ich zurück in der Wohnung war, versteckte ich, was er mir gegeben hatte, in meiner Geldtasche und nahm mir vor, nächstes Wochenende die Tabletten nicht zu nehmen und wieder Gras zu rauchen. Wie auch immer ich das mit dem Drehen hinbekommen würde. Meine Schizophrenie wurde zwar stärker, ja, aber nicht unangenehm. Ganz zu schweigen von den Kopfschmerzen.

Freitagfrüh in der darauffolgenden Woche nahm ich, wie ich mir vorgenommen hatte, die Tabletten heimlich nicht. In der Schule bekam ich dann zum Ende hin Kopfweh. Das ging

auf der Heimfahrt aber dank Kopfhörern wieder weg. Ich wartete, bis es Abend wurde, meine Eltern und Felix, mein Bruder, endlich im Bett waren. Dann sperrte ich meine Zimmertür ab und suchte nach einem Video-Tutorial. Ich setzte mich auf den quietschenden Sessel an meinen Schreibtisch und lehnte das Handy gegen einen Stapel Bücher, die voller unerledigter Hausaufgaben waren.

Bei meinem zweiten Versuch bekam ich das Drehen des Joints so halbwegs hin. Ich schnappte mir ein Feuerzeug und setzte mich mit den Beinen nach draußen auf das Fensterbrett. Das ein oder andere Mal musste ich ein Husten unterdrücken. Mir wurde schnell schwindelig und ich bekam Angst hinunterzufallen, was ich sonst nicht hatte. Ich spülte den Rest im Klo runter. Als ich zurück in mein Zimmer ging, hörte ich Mama und Papa reden. Aber es klang, als würden sie im Schlaf reden. Ich vermutete, dass es Einbildung war. Der Gang zu meinem Zimmer schien kein Ende zu nehmen. Ich schaute auf den Boden und sah meinen Fuß ganz weit weg. Ich schloss die Augen, versuchte regelmäßig zu atmen und geradeaus zu gehen. Ich hörte starken Regen und peitschenden Wind, was nicht sein konnte, da der Himmel eben noch sternenklar war.

Als ich die Türklinke hinunterdrückte und mich gegen die Tür lehnte, ging sie nicht auf. Jemand hatte sie zugesperrt... Oder hat sie der Wind... Nein, das macht alles keinen Sinn. Ich bekam richtig Panik und hörte jemanden aus meinem Zimmer meinen Namen flüstern. Meine Knie wurden weich und als ich zur Tür von dem Schlafzimmer meiner Eltern laufen wollte, gaben meine Beine ganz nach. Auf allen Vieren kam ich durch die Tür und saß auf den Knien vor meiner

Mutter, die mich besorgt ansah. Wie genau sie mich dann wieder nach Tulln gebracht haben, weiß ich nicht mehr. Das mit dem Gras haben meine Eltern schon mitbekommen und die in der Psychiatrie wussten dann auch Bescheid. Auch deshalb blieb ich nicht so lange wie beim ersten Aufenthalt. Eigentlich sagte man mir nur, dass ich die Tabletten nehmen solle und keine Drogen, auch nicht zu viel Alkohol. Das nahm ich mir auch fest vor. Denn mittlerweile war Februar, in zwei Monaten würde ich achtzehn werden und dann wäre nix mehr mit Kinderpsychiatrie, wo man wenigstens zu gewissen Zeiten sein Handy benutzen darf, im Gegensatz zur Normalen, wo einem der Zugang gänzlich verwehrt wird.

Der Psychiater sagte, wegen den Tabletten dürfte ich eigentlich gar nichts trinken. Daran hielt ich mich schon seit Jahren nicht mehr, wozu auch? Ich stand neben Anna in der ewig langen Warteschlange vor dem Eingang eines Nachtclubs in St. Pölten, Marvin und so vor uns. Wie so oft hatte ich kaum Geld dabei. Woher auch? Die Geräusche von im Wind rauschenden Bäumen, Sträuchern und vorbeifahrenden Autos hörte ich klar zwischen den hunderten Stimmen jugendlicher.

Nach etwa eineinhalb Stunden hatte ich plötzlich Anna aus den Augen verloren. Meine Wangen und Hände kribbelten leicht betäubt. Ich blieb ruhig. Auf meinem Handy sah ich, dass es kurz nach Mitternacht war. Sie stand draußen rauschend auf dem Parkplatz.

»Hey«, grölte sie mir entgegen.

»Wo warst du?«

»Weiß ich nicht. Ich bin erst seit zwei Minuten hier. Geht's dir eh gut?«

»Ja, ja. Geht schon. Wie lange willst du noch bleiben?«

»Keine Ahnung. Eine Stunde oder so.«

Ich nickte. Ich stand direkt neben ihr. Ihr Kopf war etwa einen halben Meter neben meinem.

»Mann, die hält schon wieder gar nichts aus.«

Für ein paar Sekunden kam ich mir grob beleidigt vor. Das hätte sie ruhig um einiges leiser sagen können. »Na und, was kann ich dafür?«

Sie drehte ihren Kopf zu mir, ich sah Verwirrung in ihren Augen.

»Was?«

»Egal. Hast du eine Tschick für mich?«

»Ja... Sicher, dass es dir gut geht?«

»Alles bestens.«

Zu dem Zeitpunkt ging es mir nicht recht gut, ich konnte mich nicht mal an den Wochenenden überwinden zu lernen. Meine Matura war nur noch Wochen entfernt. Alle paar Stunden musste ich daran denken und jedes Mal machte sich so ein aushebelndes Gefühl in der Bauchgegend breit. Ich wusste nicht, wieviel Hoffnung ich mir überhaupt machen sollte, denn in den beiden Wochen, die ich in Tulln war, haben sie mir verboten zu lernen. Niemand wollte mich unter Druck setzen. Niemand sprach es aus, aber eigentlich war es offensichtlich, dass ich die Klasse wiederholen müsste. David antwortete mir seit Anfang der Woche nicht mehr und ich hatte keine Ahnung warum. Zwischen Anna und mir passte auch irgendetwas nicht. Ich verbrachte die Wochenenden viel mit mir selbst. Ich kam mir so kindlich vor dafür, dass ich bald erwachsen sein würde. Niemand merkte so wirklich, dass es mir scheiße ging.

Vor vierzehn Jahren, kurz bevor Felix auf die Welt kam, zog meine Familie in ein seit Ewigkeiten leerstehendes Haus in Wagendorf. Ein paar Mal am Tag geht ein Bus, mit dem man in etwa zehn Minuten am Bahnhof in Tullnerfeld ist. Dort, wo ich in die Schule gehe.

Früher hatte ich eigentlich recht viele Freundinnen, aber dann war das mit der Psychiatrie und als ich dann in der neuen Klasse in der Oberstufe war, war irgendwie keiner mehr da. Seitdem ich mir meiner Krankheit bewusst war, habe ich mich immer weiter zurückgezogen. Damals hatte ich für ein halbes Jahr einen Freund, aber es ist so lange her, dass es mir wie ein längst vergangenes Leben vorkommt. Umso mehr schmerzte es, dass ich mir Hoffnungen bei David gemacht hatte.

Ich lag dieses Wochenende nur im Bett. Mal schaute ich auf mein Handy, mal starrte ich an die Decke. Es kümmerte mich nicht, wie spät es war. Manchmal wusste ich nicht mal, ob ich geschlafen hatte oder nicht. Vielleicht etwas dazwischen. Ich konnte mich nirgends in der Zukunft sehen. Was würde denn nach dieser Matura kommen? Studieren kam nicht infrage, ich hatte die Nase voll von Ausbildung. Beim Gedanken an Arbeit wurde mir auch schlecht, da hätte man zwangsläufig viel mit Menschen zu tun. Und was überhaupt? Deshalb hoffte ich fast schon, noch ein Jahr in der Schule verbringen zu müssen. Dann wäre es auch nicht so peinlich, mit achtzehn immer noch zuhause zu wohnen.

Mit diesen negativen Gedanken fiel ich in einen traumlosen Schlaf, von Sonntag auf Montag. Als der Wecker klingelte, lag ich schon wach da. Ich achtete nicht darauf, was ich in

meinen Rucksack warf. Ich nahm meine Umgebung kaum wahr, als ich mich Richtung Bushaltestelle schleppte. Felix ging weit vor mir. Ich hatte meine Kabelkopfhörer in den Ohren, mein Handy aber ausgeschaltet. Ich war müde, obwohl ich genug geschlafen hatte. Ich träumte vor mich hin, aber dachte an nichts. Ich konnte mich an diesem Morgen nicht dazu überwinden, in die Schule zu gehen. Es wäre viel zu laut gewesen.

Ich stieg zwei Stationen vor Tullnerfeld aus. Mein Bruder war zu sehr auf sein Handy fokussiert, als dass er mich bemerkte. Nur ein paar Schritte von der Haltestation entfernt fing der Wald an. Am Rand verließ ein Schotterweg neben einem Bach. Den ging ich entlang. Hier war ich früher schon ein paar Mal, wenn ich voller Trotz meine Tabletten in der Früh nicht genommen hatte und die Schule zu laut war. Ich hatte noch immer kein Bedürfnis, die Zeit einschätzen zu können.

Irgendwann schob sich von links ein ausgetretener, verwurzelter Waldweg in mein Blickfeld. Ich folgte ihm ein Stück leicht hinauf und im Zickzack zwischen die vom Winter ausgelichteten Bäume. Es waren nur ein paar Höhenmeter. Der Weg führte an einem achteckigen Unterstand vorbei. Das Holz war von der Zeit und dem Wetter ganz dunkel, fast schwarz. Die Wände waren mit Filzstift und Sprayfarben bekritzelt. Die Hälfte der Hütte war in Richtung Bach offen.

Ich setzte mich auf eine der Bänke neben meinen Rucksack. Es war völlig windstill, die Sonne schien etwas schräg von vorne. Die Luft roch noch ziemlich kühl. Ein kleiner Vogel flog rechts hinter mir vorbei. Ich konnte ihn nicht sehen. Die Wand, an der ich lehnte, war dazwischen. Das Geräusch, das

seine Flügel verursachten, war nicht mal eine Sekunde zu hören. Aber es wiederholte sich in meinem Kopf ein paarmal wie ein sehr klares Echo. Es war kein Flattern. Diese winzigen Federn schlugen so schnell, dass es sich wie ein dumpfes Brummen anhörte.

Ich schloss meine Augen und sah den Vogel vor mir, scharf, fokussiert, ohne Umgebung. In Zeitlupe drehten sich seine braun gefiederten Flügel bei der Bewegung nach oben. Dann drehten sie sich parallel zum Boden. Die einzelnen Federn schoben sich auseinander, fächerten sich auf und drückten Luft nach unten und seinen Körper nach oben. Ich sah die Luft, wie sie sich an den Enden der Federspitzen einkringelte und hörte sie rauschen. Die Flügel legten sich an und verschmolzen mit dem fein Gefiederten am Bauch. Sein dunkler Schnabel schnitt scharf durch die Morgenluft, dann war er verschwunden.

Kapitel 2 – Aufschlag

Der Moment, an dem es anfing, lag nur noch Minuten entfernt. Als die Sonne etwas höher stand und sich Hunger breit machte, ging ich wieder hinunter. Als ich den ersten Schritt auf den Schotterweg setzte, sah ich links einen Jogger in meine Richtung laufen. Ich ging nach rechts, um dieses frontale aufeinander Zukommen zu vermeiden. Ich ging ganz am Rand, wo sich Kieselsteinchen zwischen Grashalme mischten.

Ich hörte in regelmäßigen Abständen lauter werdend die weißen Sohlen seiner Sportschuhe, wie sie knirschend auf die winzigen Steine aufsetzten und ein paar, die zurücksprangen. Ich ging automatisch etwas schneller und aufrechter. Kurz bevor er mich überholte, drehte ich meinen Kopf zur Seite und sah in sein Gesicht. Er war etwa halb so alt wie Papa, nur halt sportlich, hatte graue kurze Haare, blaue Augen und einen eineinhalb-Tage-Bart.

“Hmpff. Griaßn stirbt a scho aus”, sagte er in unfreundlichem Dialekt. Nichts Ungewöhnliches. Das Problem war, dass er es eben nicht sagte. Es klang sehr deutlich, die Stimme passte genau zu seinem Aussehen. Er sagte es genau in dem Moment, als wir auf gleicher Höhe waren. Ich sah seinen Mund, er war leicht geöffnet, so bekam er besser Luft, aber seine Lippen... Sie hatten sich nicht bewegt.

Er drehte sich nicht mehr um. Ich ging immer langsamer, mein Kopf fühlte sich an, als würde er sich in dem Moment langsam auflösen. Dieser Mann hat das nicht gesagt. David

hat nicht die ganze Zeit auf Tschechisch mit mir geredet und Anna hat mich am Freitag nicht in der dritten Person ange- redet. Was wäre, wenn die Menschen gar nicht so viel reden, sondern nur so viel denken. Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich diesen Gedanken nicht schon mal hatte. Ich war nur noch physisch anwesend. Ich setzte mich mitten auf den Schotterweg im Schneidersitz hin und verschränkte die Finger. Vielleicht war das auch der Weg zum endgültigen Ver- rücktwerden. Dann konnte ich wieder kurz an gar nichts den- ken und starrte gerade aus. Irgendwann stand ich auf und ging in Richtung Bushaltestelle. Mit dem Vorhaben, heute die Gedanken eines Menschen zu hören.

Leider ging an dem Tag gar nichts mehr. Das Kopfweh wurde so stark, dass ich am Nachmittag zwei Schlaftabletten nahm und erst um halb fünf am nächsten Tag wieder auf- wachte. Ich starrte auf die silberne Tablettenschachtel und konnte mich vor Neugier nicht gegen das Kopfweh, das durch das nicht Einnehmen meiner Medikamente ausgelöst wurde, entscheiden. In Tullnerfeld zog es mich in eine kleine Bäckerei am Bahnhof. Außer einer Frau mit einer umgebun- dene weiß-gelbe Schürze, kurzen, dunkelrot gefärbten Haa- ren, und einem sehr alten Mann, der allein mit einer übergro- ßen Zeitung in der Hand an einem der Tische saß, war nie- mand hier. Es roch nach Bäckerei, ein wenig süßlicher als er- wartet. Wie erhofft war es leise, sehr leise sogar. Nachdem die Tür mit einem Klingeln hinter mir zufiel, klangen die Stra- ßengeräusche nur noch dumpf, kaum hörbar. Hinter der Frau surrte ein Elektrogerät gleichmäßig. Schon fast beruhigend. Sie schaute erst zu mir, als ich nur noch einen Schritt vor der gläsernen Auslage stand. Mein Blick hing immer noch am mit grauweißen, etwa handgroßen Fliesen ausgelegten Fußboden